

Ein Konzert vor dem Maschinengewehr

Platzende Kürbisse, Bach für DDR-Grenzsoldaten, eine Hütte samt Frau in Afrika: Im Buch zu seinem 70. Geburtstag erzählt der Bieler Musiker Reto Weber Anekdoten aus seinem reichen Leben. Morgen ist Vernissage und Konzert.

Tobias Graden

Eine ganze Kiste voller Bilder hat sich angesammelt bei Reto Weber. Seit 50 Jahren tritt der Bieler Perkussionist auf den Bühnen dieser Welt auf, er hat auf jedem bewohnten Kontinent Konzerte gegeben. Nun wird Weber 70 Jahre alt. Zu seinem Geburtstag beschenkt er sich und die Mitwelt mit einem reich bebilderten Buch, in dem er seine Karriere Revue passieren lässt. Hier erzählt das Geburtstagskind, was ihm zu ausgewählten Themen in den Sinn kommt.

Meine früheste Erinnerung an die Musik:

Meine Mutter spielte Geige, sie schickte mich auch in den Unterricht. Ich hasste diesen bald, denn meine Hand schmerzte, ich kam jeweils halb krank nach Hause. Das hielt also nicht lange hin. Zu Hause war aber immer irgendwo Musik, der Vater spielte Ländlermusik mit der Handorgel.

So kam ich zum Schlagzeug:

Zuerst war ich ja Sänger in einer Schulband. Das Singen war aber nicht so meins, ich wollte lieber trommeln. Im Skilager brach sich unser Schlagzeuger das Bein, da sah ich meine Chance gekommen.

Jazz bedeutet für mich...

Der Begriff Jazz ist längst zur Floskel geworden. Laut Lexikon ist er eine Kunstform, er hat halt einen guten Namen: Der Inhaber eines Jazzclubs hat einen höheren Nimbus als jener eines Rocklokals. Er hat etwas Intellektuelles. Ich bin schon lange nicht mehr ein Jazzmusiker. Ich bin einfach Musiker.

Was ich mit meiner Musik ausdrücken will:

Ich will das Herz auf den Tisch legen. Mein eigenes, aber wenn das Publikum auch mitmacht, ist es umso schöner. Dabei habe ich nicht den Anspruch, ich müsse eine ganz verrückte Performance bieten. Am Ende sind wir Musiker alle Unterhalter; es geht darum, das Publikum zu unterhalten. Mir ist es auch nach 50 Jahren noch eine Freude, wenn die Leute kommen und sagen, sie hätten den Abend genossen.

Der wichtigste Mitmusiker:

Der deutsche Posaunist Albert Mangelsdorff. Er wurde zu meinem Mentor. Ich lernte ihn 1973 kennen. Er leitete eine Big Band, ich sprang als Schlagzeuger ein. So fing das an. Wir blieben in Kontakt, machten die ersten Konzerte zusammen. Wir wurden gute Freunde, spielten vom Duo bis zur Big Band. Ich sagte stets: «Ich möchte so Perkussion spielen, wie du Posaune spielst.» 2005 starb er, viel zu früh. Er blieb mir bis heute wichtig, und er fehlt mir auch.

Der grösste Flop:

Das war 1978 mit dem Saxofonisten Marion Brown aus Massachusetts, USA. Er kam nach Europa, wir tourten im Duo, zuerst ging alles gut, in Zürich, in Wien. In Paris wirkte er abwesend. Ich stellte



Reto Weber mit dem Hang am Montreux Jazz Festival 2016. Zu diesem Instrument hatte er den Anstoss gegeben.

Bild: zvg/Marcel Meier

fest, dass er Drogen genommen hatte. In Rotterdam fiel er mir auf der Bühne über das Schlagzeug. Ich war wütend, packte vor dem Publikum mein Schlagzeug zusammen und fuhr zehn Stunden nach Hause. Ein Jahr später kam eine Postkarte von ihm mit einer knappen Entschuldigung. Er kam von den Drogen nicht mehr los und starb später.

Die Geschichte mit dem Hang:

1980 entdeckte ich in Indien das Ghatam, eine Art gestimmter Tonkrug. Damit ging ich viele Jahre später zu Felix Rohner in Bern und fragte ihn: Kannst du so etwas machen aus Blech, das mehr Töne hat? Zuerst schraubte er zwei Steelpans zusammen, das konnte man nicht spielen. In monatelanger Tüftlei fand er dann eine kompaktere Form mit neun Tönen, mehr haben nicht Platz. Rohner kreierte also das Hang, ich gab ihm die Idee, den Anstoss dazu. Für mich ist das Hang jenes Instrument, das die Perkussion mit dem Melodiösen verbindet. Es ist fester Bestandteil meines Wirkens. Wenn ich damit in Chicago bin, sind die Konzerte stets ausverkauft, dort drehen die Leute durch deswegen.

Darum lebe ich in Biel:

Ich bin ja gebürtiger Solothurner, aber dort wurde es mir zu bünzlig, obwohl die Rock- und

Beatszene in den 70ern fantastisch war. Ich kam in Kontakt mit Leuten aus Biel, kam hierhin und blieb. Ich bin Bieler. Der Charakter dieser Stadt ist speziell. Hier gibt es viel Nischenkultur, schon nur an der Untergasse: Klavierstimmer, Marionettenbauer, jeder bastelt irgendwas. Das finde ich wunderschön, das findet man nirgends sonst. Selbst im Eisstadion sieht man sehr viel Kulturschaffende, Malerinnen, Designer, alles Mögliche sitzt da mit dem EHC-Schal. Ich habe ja auch eine Saisonkarte.

Der exotischste Ort, an dem mich die Musik geführt hat:

Da gibt es viele... Schöne und weniger schöne. Südindien in den 80er-Jahren war schlimm, was die Armut betrifft. Wir logierten im Viersternehotel, draussen hausten Tausende Menschen in Kartonbeschlägen. Die Menschen setzten ungewollte Babys einfach am Strassenrand aus – ich sagte deswegen ein Konzert ab, ich konnte dort nicht spielen. In Afrika dagegen kam es mal vor, dass alle von uns eine eigene Hütte zur Übernachtung bekamen – samt einer Frau.

Die lustigste Anekdote:

So lustig ist sie eigentlich gar nicht... Ich spielte in Wittenberg im Stadttheater mit dem Sinfon-

nieorchester, ein Stück, das extra für mich geschrieben worden war. Dabei kamen drei grosse Kalebassen vor, das sind mit Wasser gefüllte Kürbisse. Diese waren zuvorderst auf der Bühne. Beim Soundcheck ging noch alles gut. Im Konzert sassen in der ersten Reihe drei alte Damen, schön angezogen. Nach 20 Minuten begann es zu knirschen, beim einen Kürbis bildeten sich Risse, dann beim zweiten. Innert kürzester Zeit platzten alle drei und die Frauen vorne wurden klatschnass. Ich hätte mich am liebsten in Luft aufgelöst. Aber die Frauen trockneten sich mit Tüchern halbwegs ab und sagten mir, ich solle einfach weiterspielen.

Und die zweitlustigste:

Da gibt es viele. Mit dem polnischen Bassisten Jacek Bednarek spielte ich oft im damaligen Ostblock. Wir hatten seinen Bass im VW-Bus immer zuoberst und fuhren so in die DDR. Am Checkpoint Charlie kontrollierte uns ein mit Maschinengewehr bewaffneter Grenzsoldat. «Was ist das da oben?», fragte er. «Das ist mein Kontrabass, mein Leben!», sagte Bednarek. «Spielen Sie!» Bednarek nahm den Bass heraus, begann zu spielen und nach ein paar Sekunden rief der Soldat: «Ist gut, zusammenpacken!» Bednarek sagte: «Kann

ich nicht. Ist Johann Sebastian Bach, das muss man zu Ende spielen.» Zehn Minuten lang hörten also alle am Checkpoint Charlie zu, hinter uns gab es eine lange Schlange. Dann packte Bednarek zusammen und wir konnten weiterreisen.

Meine Erfahrung mit kultureller Aneignung:

Ich war ja einer der Ersten, der exotische Instrumente heimgeschleppt hat. Über 200 Stück haben sich angesammelt. Aber ich spielte nie wie ein Inder oder ein Afrikaner, sondern stets auf meine Weise. So war es auch an einem Konzert in Madras. Ich spielte drei Ghatams gleichzeitig. Im Publikum war Vikku Vynaikram, Meister des Instruments. Er kam zu mir und sagte: «Sehr interessant. Du spielst mein Instrument. Du hast eine seltsame Technik. Warum spielst du mit drei Ghatams?» Das wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Anschliessend lud er mich zu sich nach Hause ein, wir spielten einen ganzen Nachmittag zusammen. Zwei Jahre später schickte er mir eine Karte. Darauf hatte er geschrieben: «Ich spiele jetzt mit vier Ghatams.»

Es käme mir aber beispielsweise nie in den Sinn, mich zu verkleiden. Ich gehe nicht mit einem Kimono nach Japan. Wer wirklich etwas draufhat, der

muss sich eine Kultur nicht visuell aneignen. Viel hat sich auch zum Besseren verändert. Als ich 1978 zum ersten Mal in Biel mit einem afrikanischen Perkussionisten aufgetreten bin, gab es Leute, die zu mir kamen und fragten: «Warum spielst du mit einem N...?»

Das denke ich, wenn ich heute auf die Musikwelt blicke:

Es ist verwirrend. Viele Menschen hören ein Stück gar nicht mehr fertig, nach ein paar Sekunden wird weitergezappt. Man kann nicht mehr richtig zuhören, das merkt man auch an den Konzerten. Selbst im Jazz. Wenn ein Stück 20 Minuten dauert, werden die Leute unruhig. Es ist eine Ungeduld da, man kann nicht mehr geniessen, sondern zieht sich schnell was rein. Das ist schade. Mir gefällt darum das Revival des Vinyls. Da muss man bewusst eine Seite lang Musik hören.

Mein Ratschlag für eine Musikerin, die heute am Anfang ihrer Karriere steht:

Es gibt einen grossen Ausstoss an jungen Musikern von den Jazzschulen, jedes Jahr im Juni. Der Kulturkuchen aber wird weltweit kleiner, nicht grösser. Man ist zu Kompromissen gezwungen. Viele junge Talente hören auf, im besten Fall unterrichten sie. Aber wirklich schaffen kann es nur eine Handvoll. So wie der Bieler Gitarrist Roman Nowka. Er ist einer der kreativsten in Europa, aber auch er brauchte lange, bis er die Resonanz erhielt, die er verdient. Es braucht also enormen Durchhaltewillen. Und: Es ist ja alles schon mal gespielt worden. Es ist kaum mehr möglich, einen wirklich neuen Sound zu erfinden. Man nehme mal diese Piano-Trios: Sie spielen eingängigen Smooth Jazz. Das ist ja ganz gefällig, aber Herbie Hancock wäre es nicht im Traum eingefallen, dies als Hype zu verkaufen.

Das möchte ich noch erleben:

Ich möchte gesund bleiben. Ich habe auch wieder neue Projekte. Nächstes Jahr kommt wieder etwas akustisch-elektronisches. Etwas, das es in dieser Zusammensetzung – exotische Instrumente über Elektronik – noch nie gegeben hat. Diese Hip-Hopper, mit denen ich zu tun hatte, die haben halt Spuren hinterlassen bei mir. Und im Juli organisiere ich am Pod'Ring nach 30 Jahren wieder ein Multikoncert. Da spielen die Seeländer Blasmusikanten, die Rockband Modern Day Heroes, Geisslechlöpfer, Alphornbläser, meine Squeezeband, der Tambourenverein. Am Schluss alle aufs Mal.

Info: Reto Weber: «Drummin'. Am Anfang war die Trommel», Texte von Rudolf Amstutz, Bilder von Marcel Meier und Georg Habermann. Edition Clancdestin, 280 Seiten, Fr. 49.-. Vernissage mit Jazz-Konzert: Sonntag, 17 Uhr, Stadtkirche Ring, Biel.